

## Workshop A5: Inklusion und Bildungsvernetzung

**Referenten:** Stephan Prändl, Bundesvorsitzender des Verbandes Sonderpädagogik e. V., Schulleiter der Heinrich-Brügger-Schule, Staatlich anerkannte Schule für Kranke an den Fachkliniken Wangen/Allgäu; Irene Gebhardt, Inklusionsbeauftragte Wiener Neudorf

### Vernetzung der Akteure und Ressourcen

*Stephan Prändl beleuchtete die inklusiven Entwicklungen im deutschen Bildungssystem vor dem Hintergrund der UN-Behindertenrechtskonvention, sowohl auf der Ebene der Einzelschule wie auch auf Länder- und Bundesebene. Anschließend stellte Irene Gebhardt das Inklusionsprojekt im österreichischen Wiener Neudorf vor und präsentierte den „Index für Inklusion“ als Arbeitsgrundlage für alle Beteiligten.*

*Stephan Prändl*

#### **Ziele des Verbandes Sonderpädagogik (vds) e. V.**

Ich bin Bundesvorsitzender des Verbandes Sonderpädagogik (vds), der historisch aus dem Verband deutscher Sonderschulen hervorgegangen ist. Unser Fokus richtet sich auf die Förderung der Kinder und nicht nur auf den Förderort. In der historischen Entwicklung des Verbandes war das zunächst anders, da nach dem Zweiten Weltkrieg bzw. in den 60er Jahren die Schulen für geistig Behinderte entstanden sind und da war die Förderung von Kindern mit Behinderungen immer automatisch an den Ort gebunden. Das ist heute in allen 16 Ländern weitgehend aufgehoben. Heute gehen die Länder unterschiedliche strukturelle und organisatorische Wege. Dazu äußert sich der Verband nicht, weil die Länder in der föderalen Bundesrepublik eigene Wege gehen. Doch der Verband bezieht inhaltlich zum Thema Stellung.

In meinem heutigen Vortrag möchte ich darüber sprechen, wie sich die UN-Behindertenrechtskonvention auf die Arbeit von Pädagogen, Sonderpädagogen und anderen Berufsgruppen auswirkt. Anschließend gehe ich kurz auf die Ausgangslage der Länder in Bezug auf die Behindertenrechtskonvention (UN-BRK) ein und sage auch etwas zu den aktuellen Entwicklungen in der Sonderpädagogik. Anschließend beschäftige ich mich mit der Lehrerbildung und der Umsetzung vor Ort. Bei all diesen Bereichen werde ich Vernetzungen ansprechen, die sehr bedeutsam sind und zu inklusiven Bildungsregionen führen. Vernetzungen spielen nicht nur auf organisatorischer Ebene eine wichtige Rolle, z. B. im Hinblick auf die Kostenträgerschaft, sondern auch im inhaltlichen Bereich, also auch in der Ausbildung.

## **Auswirkungen der UN-BRK auf den vds**

Anfangen möchte ich mit der Position des Verbandes zur UN-Behindertenrechtskonvention. Der vds betrachtet die UN-Konvention als allumfassende Menschenrechtskonvention. Die bedeutenden Artikel für Bildung sind Artikel 24 und 7. Aus diesen beiden Artikeln haben wir unsere Leitlinien im Rahmen einer inklusiven Bildungslandschaft entwickelt. Nach Ansicht des vds sind drei Begriffe von zentraler Bedeutung:

- „best interest of the child“
- „human diversity“ – die Vielfalt: Alle Kinder sind anders!
- „inclusive education system“

Auf der Basis dieser Begriffe betrachtet der vds Inklusion als andauernden Prozess in der Gesellschaft – nicht nur in der Schule. Unser Motto heißt: „Inklusion braucht Professionalität“.

Was verstehen wir unter einer Pädagogik der Vielfalt? In unserem Verständnis gibt es im Kontext lebenslanger Bildung drei maßgebliche Orientierungspunkte.

- Inklusionsorientierung: Alle Menschen finden in einer gemeinsamen Bildung Relevanz, Würde und Anerkennung.
- Ressourcenorientierung: Die Ausstattung mit Ressourcen ermöglicht den Abbau von Barrieren und echte Teilhabe an inklusiver Bildung.
- Subjektorientierung: Im dialogischen Prozess entwickelt jeder einzelne Mensch persönliche Stärken und ein positives Selbstkonzept.

Das ist die Grundposition, die unser Verband aus der UN-Konvention entwickelt und in einem vierjährigen Beteiligungsprozess bei der Kultusministerkonferenz (KMK) auch vertreten hat.

## **Ausgangslage in den Ländern**

In der Geschichte der Bundesrepublik ist nach dem Zweiten Weltkrieg im Westteil des Landes ein ausdifferenziertes Förder-/Sonderschulwesen entstanden. Das Bildungsrecht für Kinder mit geistiger Behinderung wurde dann flächendeckend in den 60er/70er Jahren überall durchgesetzt. In einigen Bundesländern gibt es bis heute zehn verschiedene Sonderschultypen. Die Anzahl der verschiedenen Sondertypen ist in den Ländern sehr unterschiedlich. In meinem Bundesland Baden-Württemberg gibt es neun. Ich arbeite an einer Sonderschule (in Baden-Württemberg heißen die Schulen Sonder-, nicht Förderschulen). In Deutschland gibt es in diesem Bereich wirklich eine große Vielfalt. An meiner Schule im Klinikum arbeite ich zusammen mit 40 Kollegen mit 175 Kindern, die psychiatrisch und somatisch erkrankt sind und aus allen Bundesländern kommen.

Die Kultusministerkonferenz (KMK) hat eine Arbeitsgruppe eingesetzt, um die „Empfehlungen der sonderpädagogischen Förderung in den Schulen der Bundesrepublik“ von 1994 zu überarbeiten und dabei auch die Ziele der UN-BRK zu berücksichtigen. Die Arbeit ist inzwischen beendet. Im November 2010 hat die KMK ein Positionspapier veröffentlicht, mit dem Titel: „Pädagogische und rechtliche Aspekte der Umsetzung des Übereinkommens der Vereinten Nationen vom 13. Dezember 2006 über die Rechte von Menschen mit Behinderung in der schulischen Bildung“. Das Papier ist auch auf der Internetseite der KMK abrufbar. Der KMK-Beschluss über die „Inklusive Bildung von Kindern und Jugendlichen mit Behinderungen in Schulen“ macht deutlich, dass nicht mehr von Förderschulen, Sonderschulen oder allgemeinen Schulen gesprochen wird, sondern nur noch von Schulen.

### **Entwicklungen in der Sonderpädagogik**

Vor diesem Hintergrund hat sich die Sonderpädagogik als Wissenschaft weiterentwickelt. Es wurden neue Forschungsansätze und Lehrkonzepte an den Universitäten und pädagogischen Hochschulen entwickelt. Heute werden Themen gelehrt und erforscht, die vor 25 Jahren noch nicht von großer Bedeutung waren, zum Beispiel Interdisziplinarität. Dagegen war die Arbeit mit heterogenen Lerngruppen schon immer ein sonderpädagogisches Thema, da alle Kinder unterschiedlich und – zum Glück – sehr vielfältig sind. Heute wird dieses Thema aber stärker aus didaktisch-methodischer Sicht behandelt. In fast allen Ländern gibt es in der Sonderpädagogik inzwischen eine modulare Ausbildung der Lehrkräfte in drei Phasen: also Hochschule, Seminar und dann Weiterbildung. Als Aufgabenschwerpunkt der Sonderpädagogik wird die Individualisierung der Förderung betrachtet.

Mittlerweile hat sich in der Sonderpädagogik dieser Satz klar durchgesetzt: „Man betrachtet den Förderbedarf der Kinder immer vorrangig vor dem Förderort.“ Es geht darum, dem individuellen Förderbedarf gerecht zu werden. Die Frage nach dem Förderort stellt sich immer erst in zweiter oder in dritter Linie. Hier hat also ganz klar ein Paradigmenwechsel stattgefunden. Ein weiteres Kennzeichen der Entwicklungen in der Sonderpädagogik ist, dass die Eltern, aber auch die Kinder und Jugendlichen selbst als Partner betrachtet werden. Auch hier bezieht man sich auf einen Passus der UN-BRK, nämlich „nothing about us without us“. Der Bildungsprozess soll partnerschaftlich ausgerichtet sein: Das ist eine Abkehr vom Gedanken der Fürsorge hin zum Gedanken der Teilhabe. Was ganz neu betrachtet wird, sind Regelungen des sogenannten Nachteilsausgleichs, z. B. im Hinblick auf die Gleichwertigkeit von Prüfungen. In meiner Schule habe ich im Moment zwei stark sehbehinderte Schüler, die in der Klinik sämtliche Hilfen für Prüfungen erhalten, die sie brauchen, um zu lesen usw. Sie arbeiten an den gleichen Aufgaben wie die anderen Schülerinnen und Schüler, sodass sie das allgemeine Abitur erreichen können. Die Frage, wie man solche Regelungen am besten gestaltet, wird in der Sonderpädagogik im Moment intensiv diskutiert.

### **Entwicklungen in den Ländern**

Die Entwicklungen in den Ländern möchte ich anhand einiger Beispiele deutlich machen. Es gibt eine Tendenz hin zum gemeinsamen Unterricht (GU). Diese Entwicklung wurde maßgeblich vom Land Nordrhein-Westfalen beeinflusst und heißt

dort auch so. Es gibt auch einen Mobilen Sonderpädagogischen Dienst (MSD), der ganz offen gestaltet ist; das kann zum Beispiel ein GU sein, wenn ein Sonderpädagoge zeitweise in die Schule kommt. Einen MSD gibt es auch in Bayern, wo er ähnliche Aufgaben wie der GU übernimmt. Kooperationsklassen und Außenklassen sind Formen gemeinsamen Unterrichts in Baden-Württemberg. Die Regionalen Integrationskonzepte (RIK) sind in Niedersachsen angesiedelt. Dort schließen sich in Kleinregionen mehrere Schulen zusammen, damit Kinder mit Behinderungen in der Allgemeinschule beschult und mit den anderen Kindern zusammenarbeiten können. Darüber hinaus entstehen in allen Bundesländern Förderzentren.

Übergreifend ist eine Weiterentwicklung in Richtung Vorrang der Schule vor Ort festzustellen. Im föderalen System der Bundesrepublik muss man immer die Situation im jeweiligen Land berücksichtigen, die in Bremen, Hamburg oder Berlin vollkommen anders aussieht als beispielsweise in Bayern oder Baden-Württemberg. So leben in der Gegend, aus der ich komme, sehr wenige Menschen und die Schulwege sind extrem weit. In der Hansestadt Bremen bestehen ganz andere regionale Bezüge. Aber nicht nur in den Stadtstaaten, auch in den Flächenländern geht es in die Richtung „Vorrang der Schule vor Ort.“ Das vorhin angesprochene Papier der KMK zum Thema inklusive Bildung ist vergleichsweise schnell entstanden. Die 16 Länder haben bei seiner Erstellung wirklich ideologiefrei miteinander gesprochen – ich war als Beobachter und Unterstützer dabei. Zum ersten Mal war nicht diese Konkurrenzsituation spürbar, sondern es wurde gesagt, man wolle voneinander lernen. Das ist im Föderalismus eine echte Chance, vor allem beim Thema „Wege zur Inklusion“.

Insgesamt sollen keine qualitativen Möglichkeiten der Förderung aufgegeben und die vorhandenen Ressourcen vernetzt werden. Daran denken im Moment alle Länder.

### **Aus- und Weiterbildung aller Lehrkräfte**

Ein Hauptanliegen unseres Fachverbands – der vds ist keine Landesvereinigung – ist die Ausbildung und Weiterbildung der Lehrkräfte im Bereich Inklusion: Was ist wirklich notwendig, wenn wir inklusive Schulen und inklusive Bildungsregionen entwickeln wollen? Die Professionalität der Sonderpädagogik darf nicht in Gefahr geraten – im Gegenteil: Sie muss weiterentwickelt werden. Ob man dabei die Förderschwerpunkte beibehält oder diese auflöst und einige Universitäten anders ausbilden, sollte vor Ort entschieden werden. Aber die Qualität der sonderpädagogischen Förderung darf nicht aufgegeben werden, weil man dann auch die Qualität des Unterrichts in diesem Bereich aufgeben würde.

Zudem müssen Universität, zweite Phase und berufsbegleitende Ausbildung stärker miteinander vernetzt werden. Die Forschungsergebnisse sind den Kollegen in Weiterbildungen zur Verfügung zu stellen, die Lehrkräfte müssen auf dieser Basis fortgebildet werden.

Wichtig ist auch: Es ist noch keine Inklusion, wenn sich eine Lehrkraft und ein Sonderpädagoge in die Klasse stellen und Kinder mit einer Behinderung oder einem besonderen Förderbedarf hineingesetzt werden. Es geht darum, in der Ausbildung den gemeinsamen Unterricht oder andere Unterrichtsformen didaktisch und methodisch

aufzubauen und zu lehren. Dazu gehören die Module Case Management, Lernen in heterogenen Gruppen und Nachteilsausgleich. Diese Module sollten aber nicht nur in der Ausbildung der Sonderpädagogik enthalten sein, sondern bei allen Lehramtsstudiengängen. Die bestmögliche Förderung für Kinder und Jugendliche muss als Aufgabe aller Beteiligten erkannt und verankert werden. Das nächste Ziel ist dann, die aktive Teilhabe gemeinsam zu gestalten.

### **Umsetzung und Arbeitsbereiche vor Ort**

Bei der Umsetzung vor Ort zeigen sich im Moment verschiedene Spannungsfelder – zu diesen Punkten bezieht unser Verband keine Position, da das immer regional bedingt ist.

Es gibt ein Spannungsfeld zwischen inklusiven Bildungsregionen und Einzelschulen, was ich an einem Beispiel aus meiner Region erläutern möchte. Wir haben an der Heinrich-Brügger-Schule ein großes Zentrum für Krankenhauspädagogik. Sonst gibt es keine andere sonderpädagogische Unterstützungseinrichtung im ganzen Großraum Wangen. Manche unserer Kinder leben im Internat der Schule, weit über die Hälfte der Kinder gehen aber in die allgemeinen Schulen in der Stadt. Wir bilden ein Unterstützungssystem für die Realschulen, Gymnasien etc. Die Kinder gehen in verschiedene Schulen, was ohne unsere Unterstützung nicht möglich wäre – teilweise arbeiten unsere Kolleginnen und Kollegen auch vor Ort in den Schulen. Es gibt die Tendenz, sich in der Region zusammenzutun, weil die einzelne Schule nicht alles schaffen kann und man weiß, dass Inklusion nur gemeinsam erreicht werden kann, im Sinne von: „Das sind alles unsere Kinder und wir bringen die Ressourcen zu den Kindern, um sie optimal zu fördern.“

Es gibt also Entwicklungen auf der Ebene der Einzelschule, aber auch Entwicklungen hin zu regionalen Lösungen, indem mehrere Schulen zusammenarbeiten und zum Beispiel ein gemeinsames Schulprogramm für die Region, den Stadtteil oder die Gemeinde entwickeln. Es entstehen kommunale und regionale Verbünde vor Ort. Eine große Aufgabe ist meiner Meinung nach – und das hört man überall – die Beratung mit allen Beteiligten. Hier geht es darum, Abläufe und Qualitäten zu entwickeln bei der Beratung von Eltern, in der Zusammenarbeit mit Behörden, beispielsweise kostentragenden Behörden wie Jugendamt, Erziehungshilfe usw. Auch Pädagogik, Sonderpädagogik und Sozialpädagogik müssen sich beraten. Individuelle Bildungsplanungen und Heterogenität sind eine Herausforderung vor Ort, aber auch ein Entwicklungsansatz. Dabei geht es darum, nicht mehr für die ganze Klasse, sondern für einzelne Kinder zu planen. In der allgemeinen Schule muss also auf die Arbeit mit Förderplänen umgestiegen werden. Was auch noch bei der Umsetzung vor Ort wichtig ist: Die Kolleginnen und Kollegen brauchen eine Quelle, bei der sie die regionalen Ressourcen abfragen können, um zu erfahren, welche Möglichkeiten überhaupt bestehen. Das übernehmen bei uns im Moment die Förderzentren, in Bayern zum Beispiel die Förderschulen und in anderen Ländern der Integrationsdienst.

Der letzte Punkt bei der Umsetzung vor Ort: Es ist unglaublich wichtig, sehr langsam und auch auf eine überzeugende Art und Weise dazu überzugehen, dass Unterrichten immer heißt: im Team arbeiten. Man muss die Offenheit haben, mit anderen

zusammenzuarbeiten, auch mit anderen Professionen. Ich leite eine private Schule und stelle unsere Lehrkräfte auch selber ein. Aus meiner Erfahrung tun sich viele neue Kollegen und Kolleginnen am Anfang schwer, mit Psychologen, Ärzten oder Sozialarbeitern zusammenzuarbeiten, etwa in den Stationsbesprechungen. Dann aber, wenn sie eine Zeit lang da sind, finden das vor allem die jungen Kollegen und Kolleginnen extrem bereichernd – auch für den Unterricht. Dieses Arbeiten im Team kann man meines Erachtens nur vor Ort entwickeln.

Auch die Didaktik des gemeinsamen Unterrichts ist vor Ort zu entwickeln. Die Dynamik von heterogenen Gruppen muss man in der Praxis erlernen – handwerklich im Beruf und miteinander, mit Kolleginnen und Kollegen. Dazu gehört, die Dynamik von heterogenen Gruppen zu erkennen und auch zu wissen, wie man Lernprozesse in heterogenen Gruppen unterstützen kann.

Was ganz klar ist: Ohne einen massiven Ressourceneinsatz in Aus-, Fort- und Weiterbildung in allen Bundesländern werden wir den Weg zur inklusiven Bildung nicht weiter voranbringen. Hier sind Finanzmittel in ganz großem Umfang nötig. Und das aus einem einfachen Grund: Inklusion braucht Professionalität.

*Irene Gebhardt*

### **Inklusion am Beispiel des Wiener Neudorfer Inklusionsprojektes**

Bevor ich über unser Projekt berichte, möchte ich ein paar Worte zu meinem beruflichen Werdegang sagen. Ich habe als Volksschullehrerin in einer Sonderschule begonnen und war fasziniert von der Arbeit mit den Kindern. Nach einer weiteren Ausbildung habe ich in Schwerstbehindertenklassen unterrichtet. Später kam die Anfrage, in einem integrativen Setting mitzuarbeiten, was ich dann auch getan habe. Damals wurde in Österreich gerade eine heiße Diskussion über das Thema geführt und ich dachte, ich möchte nicht über etwas reden, von dem ich nicht wirklich weiß, wie es funktioniert. Ich bin dann mit einer sehr erfahrenen Kollegin in eine Integrationsklasse der Grundschule eingestiegen und war begeistert. Seither bin ich eine glühende Vertreterin für Integration. Diese Klasse habe ich dann bis zur 4. Klasse in der Hauptschule begleiten dürfen. Wir hätten auch ins Gymnasium gehen können. Die Gymnasiallehrer hatten damals schon ein Konzept erarbeitet, das dann aber woanders in Österreich zur Anwendung kam. Die Direktorin des Gymnasiums hat sich damals noch nicht getraut, weil sie Angst hatte, dass wir mit der Integrationsklasse über die Hintertür die Gesamtschule einführen wollen. Das ist oft das Problem, dass Dinge, die pädagogisch wertvoll sind, der Parteipolitik in die Quere kommen. Ich würde mir wünschen, dass öfter die sachliche Diskussion über pädagogische Fragen im Vordergrund steht und nicht parteipolitische Ideologien.

### **Was bedeutet eigentlich Inklusion?**

Später bin ich dann zur Elterninitiative „Integration Österreich“ gegangen, habe dort

Eltern in ihrem Wunsch nach Integration unterstützt, und die bundesweite Vernetzung der Beratungsstellen mit dem Schwerpunkt Integration geleitet. Dabei wurde mir klar: Es geht letztlich nur mit Vernetzung, es geht nur, wenn Ressourcen zusammengelegt werden und ein Unterstützungsnetzwerk aufgebaut wird. Einer allein ist verloren und auch eine einzelne Klasse kann man nicht inklusiv aufbauen.

Inklusion reicht über die Integration von Kindern mit Behinderungen hinaus. Allerdings bestehen bei Menschen mit Behinderung nach wie vor gesetzliche Hindernisse gegen gleichberechtigte Teilhabe. Aber im Grunde geht es um die Teilhabe von allen. Inklusion beginnt bei mir selbst. Wo nehme ich teil, wo fühle ich mich willkommen, wo nutze ich Teilhabe? Der Begriff Partizipation ist schnell gesagt, aber die Frage ist doch, wo involvieren wir uns wirklich, wo nehmen wir selbst Verantwortung wahr, wo engagieren wir uns für etwas? Oft heißt es: „Naja, die anderen machen das schon.“ Inklusion heißt Teilhabe. Das ist der Stützpfeiler für alles. Teilhabe für alle ermöglichen.

Gleichberechtigung war heute schon ein Schlagwort, es geht aber auch um Gleichwertigkeit. Ein Beispiel: Wir haben in unserem Inklusionsprojekt mit der Vernetzung der örtlichen Bildungsinstitutionen gestartet. Zu Beginn war die Hierarchiefrage zwischen den Professionen indirekt ein ganz großes Thema. Die Schule war der „Wasserkopf“. Kindergarten und Hort warteten darauf, was die Schule sagt. Es hat drei Jahre gedauert, bis da Gleichwertigkeit entstanden ist. Um Inklusion zu ermöglichen, braucht es einen gleichwertigen, gleichgestellten Dialog aller Beteiligten.

An unserem Inklusionsprojekt nehmen alle Bildungseinrichtungen vor Ort teil, die von Kindern bis zehn Jahre besucht werden: vier Kindergärten, eine 16-klassige Volksschule, die Musikschule und zwei Horte. Wir versuchen, die Kooperation - speziell an den Nahtstellen - sehr intensiv zu gestalten. Es gibt in Wiener Neudorf wohl keine Ganztagschule aber eine enge Zusammenarbeit der Schule mit den Horten, wie z.B. regelmäßige pädagogische Konferenzen (mit Einverständnis der Eltern), Round-Table-Gespräche gemeinsam mit Eltern und – oft auch – mit den Kindern oder auch ein gemeinsames Mitteilungsheft (zur Vereinfachung der Administration für alle Beteiligten) und – immer wieder – auch Zusammenarbeit bei diversen Projekten.

## **Das Inklusionsprojekt**

Unser Projekt, das Wiener Neudorfer Inklusionsprojekt, ist von der Österreichischen UNESCO-Kommission (UN-Dekade „Bildung für nachhaltige Entwicklung“) ausgezeichnet worden, weil sich hier eine ganze Gemeinde auf den inklusiven Weg macht. Wir verstehen Inklusion als ein dialogisches Prinzip. Auch wenn man nicht immer einer Meinung ist: Es ist wichtig, immer in den Dialog zu treten und diesen nicht aufzugeben.

Inklusion geht nicht nur vom Kopf, sondern auch vom Herzen und vom Bauch aus. Um eine inklusive Haltung zu entwickeln, braucht es das alles. Ich möchte Sie kurz nach Wiener Neudorf einladen und Ihnen einen kurzen Filmausschnitt zeigen. Der Ort hat ca. 9.000 Einwohner und liegt am Stadtrand von Wien – Industriegemeinde, Autobahn. Keine Region, wo man sofort sagt, man möchte dorthin. Dennoch ist der Zuzug von jungen Familien relativ hoch, weil sie sagen: „Der Ort hat zwar ein Industriezentrum,

aber auch das Geld für Unterstützungsstrukturen.“ Wiener Neudorf hat immer schon Bildung sehr unterstützt. Die Bildungseinrichtungen in Wiener Neudorf sind bekannt dafür, dass sie sehr kindgemäß und auch gut zusammenarbeiten. Inklusion ist schon länger ein Thema: seit über 20 Jahren werden alle Kinder aufgenommen. Darüber hinaus hat das soziale Leben in der Gemeinde einen hohen Stellenwert. Es gibt über sechzig Vereine in diesem Ort. Auch hier werden alle Kinder aufgenommen – ohne Ausnahme.

*In einem weiteren Film werden Meinungen von Bürgerinnen und Bürgern zum Thema Inklusion gezeigt.*

Inklusion heißt ...

- dass alle willkommen sind
- dass jeder wertgeschätzt wird
- eine großartige Gemeinschaft entsteht
- das Gegenteil von Ausgrenzung
- auch die anderen Pädagoginnen und Pädagogen und die anderen Kinder kennenzulernen
- dass es hier ein Dorf gibt, wo alle zusammengehören
- Jeder kann von jedem lernen!

Inklusion ist ein weiter Begriff. Unser jüngstes Mitglied im Index-Team ist ein junger Horthelfer. Er hat für die Zukunft Wiener Neudorfs den Slogan geprägt: „Inklusion ist Lifestyle!“ Wir arbeiten noch daran ...

Inklusion baut auf den Menschen- und Kinderrechten auf und bedeutet Dazugehörigkeit für alle. Kinder mit Behinderungen sind selbstverständlich dabei. Menschen mit Behinderung können nicht auf ihre Behinderung reduziert werden. Sie sind genauso Mann oder Frau, Migrant oder Nichtmigrant, hetero- oder homosexuell. Sie haben sehr viele Eigenschaften. Wenn man sich die Diversitätslandkarte ansieht, wird deutlich, dass Behinderung bzw. die physische und psychische Fähigkeit nur ein ganz kleiner Ausschnitt ist und dennoch in unserer Gesellschaft einen großen Einfluss auf die ganze Entwicklung haben kann. Das soll nicht die Wertschätzung für die Unterstützung schmälern. Die muss natürlich gegeben sein. Aber genauso selbstverständlich, wie ich eine Brille aufsetze, genauso selbstverständlich sollte das auch für jegliche andere Unterstützung sein.

Im Projektzusammenhang bedeutet das für uns einfach: „willkommen sein“. Wenn sich ein Mensch willkommen fühlt, ist er bereit, etwas zu leisten, er ist bereit, aus sich herauszugehen und vielleicht auch über sich hinauszuwachsen, Dinge einzubringen und sich weiterzuentwickeln. Das ist eine Grundvoraussetzung. Wenn eine Situation angstbesetzt ist – das wissen wir aus der Lernforschung –, entsteht eine Barriere und

wir können nicht mehr lernen. Willkommen sein und sich wohlfühlen ist die Basis für das Lernen.

## **Unterschiedliche Reichweite von Inklusion**

Ich habe von Bruno Ackermann, der früher an der Pädagogischen Hochschule Luzern tätig war und jetzt als Bildungsberater arbeitet, eine Übersichtsgrafik erhalten, die die unterschiedliche Reichweite von Inklusion aufzeigt. Hier werden die Schichten von Inklusion deutlich, von denen auch schon am Vormittag die Rede war. Ausgangspunkt ist das Individuum mit Entwicklungsbeeinträchtigung. Auf der nächsten Ebene werden die Individuen nach Unterschieden in Entwicklung und Person gruppiert, zum Beispiel Kinder mit Migrationshintergrund, mit Hochbegabung, mit Behinderungen, mit sozialen, emotionalen Problemen, mit Armutsgefährdung usw. Hier kann man sehen, was die einzelnen Gruppen brauchen. Die nächste Ebene bezeichnet Gruppen von Individuen, also zum Beispiel eine Integrationsklasse oder eine inklusive Klasse. Dabei handelt es sich um Gruppen von ganz verschiedenen Individuen, und man bemüht sich, ihren Unterschieden und individuellen Bedürfnissen gerecht zu werden. Die nächste Ebene sind die Institutionen für alle Verschiedenen, zum Beispiel die Schule oder der Kindergarten. Man macht sich innerhalb der jeweiligen Einrichtung gemeinsam auf den inklusiven Weg, z.B. auch mit Unterstützung des Index für Inklusion. Die nächste Ebene nimmt die Bildungseinrichtungen auf kommunaler Ebene in den Fokus. Hier geht es auch um kommunale Bildung über den Schulkontext hinaus – die Vernetzung unter den Einrichtungen spielt dabei eine wichtige Rolle. Die letzte Ebene schließlich umfasst die Gesellschaft bzw. Mitwelt. Hier geht es darum, den Bildungsbegriff weiter zu fassen, eine ganzheitliche Perspektive einzunehmen und den Fokus auf die Gesellschaft und die Mitwelt zu richten. Dabei geht es auch um Fragen der Nachhaltigkeit oder der Umweltbildung. Gerade wenn wir an den Faktor Armut denken, wird deutlich: Es ist ein großes gemeinsames Ganzes. Oft wird – wie mit einer Taschenlampe – nur Einzelnes näher beleuchtet. Wird die Lampe gehoben, vergrößert sich der Lichtkegel und man kann größere Zusammenhänge erkennen. Diese größeren Zusammenhänge wahrzunehmen, ist im Moment offenbar das Schwierigste, weil man noch sehr auf das Einzelne fokussiert ist. Tritt man aber einen Schritt zurück, hat man einen anderen Blickwinkel und es zeigen sich plötzlich Ressourcen und neue Möglichkeiten. Ich glaube, das ist das Wesentliche an Inklusion.

Ein Pädagoge aus Finnland hat einmal auf die Frage, was denn den Unterschied zwischen den Österreichern und den Finnen ausmache, erklärt: „Der wesentliche Unterschied zwischen euch in Österreich und uns sehe ich darin, dass ihr immer erklärt, warum alles nicht geht – und wir nehmen uns diese Zeit um zu überlegen, wie man es machen könnte.“ Das ist ein gutes Argument. Und auf den Bereich Inklusion trifft es genauso zu. Inklusion kann überall anfangen und hört nie auf. Wir brauchen uns nicht einbilden, dass wir irgendwann einmal damit fertig sind. Inklusion ist ein Prozess und der steht im Mittelpunkt.

## Index für Inklusion

Wir verfolgen einen wertebasierten Ansatz zur Bildungs- und Gesellschaftsentwicklung. Hier möchte ich ganz kurz die inklusiven Werte wie eine Blume auffächern, weil wir uns bei unserer Arbeit daran orientieren: Ehrlichkeit, Mut, Freude, Mitgefühl, Vertrauen, Hilfsbereitschaft, Nachhaltigkeit, Gleichberechtigung. Gemeinschaft, Vielfalt, Fairness, Teilhabe. Die Auseinandersetzung mit diesen Werten hat uns dabei geholfen, ein Verständnis von Inklusion zu entwickeln.

Die Grundlage unserer Arbeit bildet der Index für Inklusion. Das ist eine Materialiensammlung zur Selbstevaluation: ein Fragenkatalog mit über 500 Fragen, der uns hilft, den Ist-Stand, die vorhandene Praxis immer wieder gemeinsam zu reflektieren. Wir fangen mittlerweile jede Besprechung oder Konferenz mit einer Indexfrage an. Diese sucht sich entweder der Gastgeber oder eine andere/ ein anderer aus der Runde aus. Manchmal wird darüber nur fünf Minuten diskutiert, ohne das Thema länger aufzugreifen. Manchmal kann man zu einer Frage auch ein ganzes Jahr lang arbeiten. Neu ist der Index für die Inklusion im Ort – egal, ob es sich um Vereine, Firmen, Kirchen oder andere Einrichtungen handelt oder um eine ganze Gemeinde – jeder kann diesen Index verwenden und alle arbeiten mit den gleichen Werthaltungen. Das ist das Besondere daran. In diesem neuen Index sind auch Moderationsmöglichkeiten enthalten, aber vor allem Anregungen, den inklusiven Prozess anzukurbeln.

Unsere Ziele im Inklusionsprojekt: Wir wollen eine Kultur des Miteinanders auf Basis der inklusiven Werthaltungen aufbauen, stressfreie, entwicklungsförderliche Nahtstellen ermöglichen – wobei mit Nahtstellen nicht nur die Übergänge von einer Einrichtung in die andere gemeint sind, sondern allgemeine Brüche im Leben der Kinder und Lehrkräfte, mit denen man sensibel umgehen muss. Weiterhin wollen wir die Ressourcen zur Unterstützung für Inklusion durch Institutionen übergreifende Zusammenarbeit optimieren und ein Netzwerk mit bestehenden und zukünftigen Einrichtungen im Ort aufbauen. Ein weiteres Ziel ist es, inklusive Strukturen, Praktiken und Kulturen im Schulalltag im Rahmen von Schulentwicklung zu entwickeln und eine Kultur der Qualitätssicherung über Selbstevaluation auf Basis des Index für Inklusion etablieren. Letzteres ist am schwierigsten.

Wir sind es durchaus gewohnt, zu reflektieren. Aber viel weniger innezuhalten und zu schauen, was wollten wir eigentlich erreichen, was haben wir erreicht, was war dabei hilfreich und wo sind wir gescheitert, was müssten wir anders machen ... Wenn man ein Vorhaben beginnt, laufen Dinge oft anders, als man es sich vorgestellt hat. Wenn man die Beweggründe dafür reflektiert und mit diesem Bewusstsein weiter arbeitet, hilft das, die angepeilte Richtung beizubehalten. Hier hilft der Index mit seinen Fragen sehr.

Unser Projekt besteht aus zwei Prozessen: zum einen aus dem Vernetzungsprozess – als Wunsch der Bildungseinrichtungen, mehr zu kooperieren – und zum anderen aus dem Schulentwicklungsprozess – als Wunsch der LehrerInnen in der Schule mehr auf inklusive Qualitätsentwicklung zu achten. Der Index für Inklusion bildet für den ganzen Prozess die gemeinsame Basis.

## **Leitsätze und Umsetzung**

Die Leitsätze unseres Inklusionsprojektes sind: „Wer von einer Sache betroffen ist, gehört an den Tisch“ und „Inklusion ist ein dialogisches Konzept.“ Das ist manchmal nicht so einfach umzusetzen.

Unser Netzwerk hat sich über sechs Jahre entwickelt. Alle Einrichtungen, die vor Ort zusammenarbeiten – Kindergärten, Schule, Horte, Musikschule –, haben ihre Vertreter im Index-Team. Auch die Eltern, die Gemeinde und Gemeindeverwaltung, Vereine und die Bürgerinnen und Bürger haben dort ihre Vertreter. Es gibt ständige Arbeitsgruppen, vor allem an den Nahtstellen (Kindertagesstätte/Schule, Schule/Hort etc.), deren VertreterInnen sich regelmäßig zum Austausch bzw. zur Planung gemeinsamer Projekte treffen. Auch der Generationendialog hat regelmäßige Treffen. In diesem Rahmen gehen SeniorInnen in den Kindergarten, die Schule oder den Hort und arbeiten mit den Kindern, sie bringen ihre Stärken ein und unterstützen die Kinder in ihrer Arbeit und Entwicklung. Die Musikschule kooperiert ebenfalls auf unterschiedliche Weise mit Schule und Kindergarten. In der Schule gibt es zum Beispiel eine Bläserklasse, die in diesem Jahrgang eine Integrationsklasse ist und ganz selbstverständlich funktioniert. Der Vorteil dieses Projekts ist, dass eine ganze Klasse gemeinsam Blasinstrumente spielen lernen kann. Es werden nicht bestimmte Talente ausgesucht und es wird auch nicht gesagt „Du darfst und du nicht“. Sondern eine ganze Klasse beginnt einfach damit, gemeinsam spielen zu lernen.

## **Wissenschaftliche Begleitung und „Critical Friends“**

Die Pädagogische Hochschule Niederösterreich hat unser Inklusionsprojekt die ersten drei Jahre wissenschaftlich begleitet. Der wissenschaftliche Blick auf das Projekt ist sehr wichtig! Er macht auf blinde Flecken aufmerksam, zeigt aber auch auf, was bereits erreicht wurde. Die Studierenden der Hochschule waren auch vor Ort in der Schule und dadurch immer wieder im Austausch über das Wachsen unseres Inklusionsprojektes.

Mit der Gemeinde hat die Hochschule gemeinsam den Hochschullehrgang Kommunale Bildung eingerichtet, der für alle offen ist, es gibt keine Zugangsbeschränkung. Der Lehrgang wurde im Frühjahr 2010 abgeschlossen, derzeit gibt es keinen weiteren aber laufend einzelne Folgeveranstaltungen. Für alle Beteiligten war dieser Lehrgang ein großartiges Erlebnis! 2010 wurde er mit einem Staatspreis für Erwachsenenbildung ausgezeichnet. Einer der TeilnehmerInnen – er besuchte in seiner Schulzeit eine Klasse für schwerstbehinderte Kinder und ist nun in einer Lebenshilfwerkstatt beschäftigt - sagte dazu: „Jetzt endlich geht für mich das Tor zur Bildung auf.“ Das zeigt, was möglich ist.

Die Schulentwicklung läuft parallel und verschränkt mit allen anderen Initiativen. Die Direktorin der Schule ist auch Mitglied im Index-Team, ebenso einige Lehrkräfte. Die Kommunikation findet so nach außen und nach innen statt. Die Schule hat bereits 25 Jahre Erfahrung mit Inklusion, wenn man den ersten gemeinsamen Unterricht als Startpunkt nimmt. Da entstand zum ersten Mal das Bewusstsein von Verschiedenheit und dass Unterricht verändert werden muss. Vor einigen Jahren war in der Schule auch ein Kind im Wachkoma integriert. Die Gemeinde stellte eine Stützkraft zur Verfügung, es

wurden Netzwerke mit Therapeuten aufgebaut usw. Mit Inklusion hat man also schon lange Erfahrung. Menschen mit Behinderung arbeiten in der Gemeinde und auch in den Vereinen, da gibt es keine Barrieren. Eher bestehen Barrieren in der Akzeptanz von manchen Menschen mit Migrationshintergrund. Da kommt es schon vor, dass jemand sagt: „Wenn du ausziehst, verkaufst du das Haus/die Wohnung aber nicht an einen Ausländer.“ Der eigene Nachbar, der vielleicht auch aus dem Ausland kommt aber schon lange hier wohnt, ist herzlich willkommen und niemand denkt mehr daran, dass er Migrant ist. Aber zunächst einmal macht das Fremde Angst. Hier zeigt sich, dass im Bereich Inklusion noch viel zu tun ist, um die Wertschätzung jedes einzelnen Menschen zu erreichen – ganz egal, wo er herkommt und wer immer er ist.

Im und um das Inklusionsprojekt hat sich im Laufe der Jahre ein stabiles Netzwerk aufgebaut. Es nahm mit der Zusammenarbeit der Bildungseinrichtungen und der Gemeinde als Erhalter seinen Anfang und dehnt sich nun immer mehr auf den ganzen Ort aus, teilweise auch auf benachbarte Gemeinden. Durch die Teilnahme an Comenius-Projekten konnten auch in anderen europäischen Ländern Netzwerkpartner gewonnen werden. Eine besondere Zusammenarbeit hat sich in den letzten beiden Jahren im Comenius-Regio Projekt mit Bonn ergeben. Mit- und voneinander lernen, gemeinsam die Regionen inklusiver gestalten, war das Ziel. Der „Blick über den Zaun“ half entscheidend mit, die eigene Situation in neuem Licht zu sehen, die Anmerkungen der „critical friends“ ließen neue Ansatzpunkte zu entdecken. Netzwerke helfen, die Entwicklung voran zu treiben, geben aber auch ein Stück Rückhalt, wenn man einmal müde wird, wenn Dinge nicht wie erhofft laufen. Der Blick von außen relativiert alles wieder. Es ist immer wieder schön und Mut machend, die Wertschätzung von außen zu spüren. Zu uns kommen immer wieder Studierende, VertreterInnen von Hochschulen - auch aus dem Ausland - einfach Menschen aus unterschiedlichen Bereichen, die auf unser Netzwerk blicken und uns wertvolle Rückmeldungen geben. Alle Rückmeldungen sind wichtig, sie unterstützen auf vielseitige Art und Weise die Weiterentwicklung.

## **Ausblick**

Die Arbeit im Projekt wird größtenteils ehrenamtlich geleistet. Viele der Gründungsmitglieder gingen in der letzten Zeit bzw. gehen in unmittelbarer Zukunft in den Ruhestand. Das Netzwerk vergrößert sich laufend. Umstrukturierungen stehen an. Dabei sollte nicht vergessen werden: das Inklusionsprojekt ist ein Projekt der Basis. Der Prozess sollte weiterhin vom Index-Team selber getragen werden. Für die administrative Arbeit wird die Gemeinde ein Stundenkontingent zur Verfügung stellen. Auch wenn es in nächster Zeit etwas langsamer voran gehen sollte – das macht nichts, solange die Richtung stimmt.

In der Gemeinde findet gerade eine Leitbildentwicklung nach den inklusiven Werthaltungen statt. Zum Start gab es im Vorjahr es eine Großveranstaltung – ganz im Sinne von Inklusion: Jeder war daran beteiligt, man hat sie gemeinsam gestaltet und alle waren da. Dann wurde gesagt: „Wir schaffen es nicht, den ganzen Prozess zu begleiten, wir brauchen eine Moderation.“ Die von der Gemeinde bestellte Moderatorin konnte allerdings mit dem Inklusionsbegriff nicht allzu viel anfangen. Das wurde dem Index-Team nach den ersten Veranstaltungen schmerzlich bewusst. Da halfen auch Erklärungen nur begrenzt weiter. Das Gute daran war, dass dadurch vielen der Wert des

Projekts erst richtig bewusst wurde: „Inklusion ist uns sehr viel wert.“ 85 Prozent der Bevölkerung haben bei der telefonischen Befragung angegeben, dass ihnen eine inklusive Entwicklung und die Auseinandersetzung mit Inklusion sehr wichtig bzw. wichtig sind. Ich denke, dass das Auftreten der Moderatorin dazu beigetragen hat, dass plötzlich viel stärker wertgeschätzt wurde, was alles schon da ist und was man nicht verlieren möchte. So zeigt sich: Es gibt im Inklusionsprozess keine lineare Bewegung, sie ist eher vergleichbar mit einer Spiralbewegung, mal vor und mal zurück.

Bei unseren Bonner Partnern haben wir Familienzentren kennen gelernt, wo z.B. versucht wird, junge Mütter, die sehr früh Kinder bekommen, in ein Netzwerk einzubinden, ihnen zu zeigen, wie sie gute Mütter sein können, etwa durch gemeinsame Unternehmungen – die jungen Frauen haben das ja meist selbst alles nicht erlebt. Das Zentrum bietet eine laufende Begleitung bis in die Schule hinein. Dieses Projekt hat uns sehr gefallen. Wir haben im Ort zwar nicht solch einen sozialen Brennpunkt, aber bei uns gibt es auch Familien, die alleine nicht zurechtkommen. Die Kinder hängen dann häufig in der Schule in der Luft – sie haben und machen Probleme. Wenn man diese Kinder und ihre Familien rechtzeitig auffangen und ein Unterstützungsnetzwerk aufbauen könnte, wäre das sehr sinnvoll. In nächster Zeit wollen wir versuchen, alles, was an Ressourcen vorhanden ist, zu nutzen, um gezielt Unterstützung zu schaffen – und zwar nicht so, dass die Eltern Angst haben müssen, bei der Behörde in Verruf zu kommen, sondern niederschwellig, vielleicht auch in Form von verschiedenen Angeboten, die untereinander - je nach Bedarf - vernetzt werden können.

Es ist viel zu tun. Bildungs-/Netzwerke wollen gepflegt und stetig weiter geknüpft werden.